

forschung oder doch Gegenstand der wissenschaftlichen Diskussion (Portmann). Nach Durchsicht des Werkes bleibt tatsächlich nicht viel, worauf Teilhard den Anspruch der Priorität erheben könnte. Andere Wissenschaftler, wie Friedrich und Philipp Dessauer, Johannes und Adolf Haas, Wilhelm Troll, Paul Overhage, Hermann Volk und viele, die sich offen gegen jeglichen Materialismus in den Naturwissenschaften gewandt haben, schreiben klar und sachlich. Auch ihre Aussagen befreien den Laien von seiner inneren Unruhe über die scheinbare Kluft zwischen Naturwissenschaft und Religion. Es ist zwar nicht Aufgabe der Naturwissenschaftler, zu beweisen, „daß man an Gott glauben oder an der Lehre von der Willensfreiheit festhalten muß“⁹⁵. Aber sie können dem Gläubigen unserer Tage viele Hindernisse aus dem Weg räumen, die ihm die materialistische Biologie noch bis vor wenigen Jahrzehnten bereitete. Sie können zeigen – und sie haben es getan – daß es keinen Gegensatz gibt zwischen naturwissenschaftlicher Erkenntnis und dem Glauben an einen allmächtigen Schöpfer, ohne den Boden wissenschaftlich exakter Aussage zu verlassen und vagen Spekulationen nachzuhängen. „Doch viele unserer Zeitgenossen sind emotional veranlagt und begeistern sich vorwiegend für Darstellungen, die unter Verzicht auf logische Schärfe das Gefühl ansprechen“⁹⁶. Mehr als anderswo gilt in der Naturwissenschaft die Forderung nach nüchternem, sauberem Denken, das sich scharf an die Gegebenheiten halten muß und sich vor unerlaubten Begriffsverirrungen und Grenzüberschreitungen zu hüten hat.

Die Stimme der Ostkirche

Wilhelm de Vries SJ

So lautet der Titel einer Sammlung von Schriften und Reden des Patriarchen Maximos IV. und des griechisch-melkitisch-katholischen Episkopats, die vom Patriarchat der melkitischen Kirche im vergangenen Jahr auch in deutscher Sprache herausgegeben wurde (Herder, Freiburg-Wien). Die melkitische katholische Kirche will hier von ihrer Sendung für die Gesamtkirche künden und ihre Wünsche und Anregungen bekanntmachen.

⁹⁵ B. BAVINK, *Naturwissenschaft auf dem Weg zur Religion*, Basel 1948, 205.

⁹⁶ R. KARISCH a.a.O. 62.

Der griechisch-melkitische Patriarch und seine Bischöfe haben während der ersten Sitzungsperiode des Konzils von sich reden gemacht. Einmal, es war bei der Diskussion über den Entwurf „Ut sint Unum“ zur Anbahnung der Wiedervereinigung des getrennten Ostens, sprachen der Patriarch und vier Bischöfe nach ihm insgesamt fünfzig Minuten lang und machten den Konzilsvätern klar, daß die lateinische Kirche nur ein Teil der universalen Kirche sei und daß die Ostkirche als gleichberechtigte, ebenfalls apostolische Schwesterkirche neben der lateinischen stehe und mit ihr zusammen die katholische Kirche ausmache. Das Konzil horchte auf. Manchen schien die Sprache dieser orientalischen Hierarchen ungewohnt, zu schroff, ja anstößig. Die extrem konservativen redeten gar von Häresie. Andere sagten nachher: „Das war die interessanteste Stunde, die wir bisher auf dem Konzil erlebt haben“.

So wird auch dieses Buch verschieden beurteilt werden. Manchen mag seine Sprache hart und aufreizend vorkommen, seine freimütige Kritik an der obersten Kirchenleitung – selbst heute, wo wir doch an manches gewöhnt sind – zu scharf und ehrfurchtslos erscheinen. Manche Behauptungen, die da aufgestellt werden, wird man als kühn und sehr angreifbar bezeichnen oder sie gar als unrichtig ablehnen.

Uns will scheinen, daß die „Stimme der Ostkirche“, die in diesem Buch erklingt, auf alle Fälle verdient, gehört zu werden. Die hier aufgestellten Grundthesen sind richtig, und der aufgewiesene Weg zur Wiedervereinigung des Ostens ist gangbar. Die Probleme, die aufgeworfen werden oder die bei der Lektüre auftauchen, sind wert durchgedacht zu werden. Damit wollen wir uns nicht mit jeder einzelnen Behauptung identifizieren und auch nicht die manchmal allzu harte Sprache billigen, die manche stoßen mag und deshalb der guten Sache schaden kann¹. Wenn man freilich die Geschichte der katholischen Melkiten etwas kennt und weiß, was sie von verständnislosen lateinischen Missionaren und von manchen Vertretern Roms alles auszustehen hatten, dann wird man ihnen vieles zugute halten. Der Patriarch selbst bittet, man möge den Ton „der Angst unseres Herzens angesichts der Spaltung der Christen zuschreiben“ (6).

Die erste Grundthese der melkitischen Hierarchie formuliert Maximos IV. wie folgt: „Manche vergessen, daß die lateinische Kirche nicht *die* Kirche, sondern *eine* Kirche *in der* Kirche ist und daß Latinismus und Katholizismus nicht miteinander identisch sind“ (228). Für diese Leute ist immer noch die absolute Einheitlichkeit in Sprache, Ritus, Kirchenrecht, Theologie, Frömmigkeitsformen usw. das Ideal. Die orientalischen Katholiken – es sind ja nur gut 10 Millionen gegenüber 500 Millionen Lateinern – bilden eine Ausnahme, eine Anomalie. Man gewährt ihnen

¹ Dies gilt z. B. von der Auseinandersetzung mit dem lateinischen Patriarchat von Jerusalem (175 ff.). Die Antwort des melkitischen Patriarchats auf die Broschüre des P. Médebielle, *Zum lateinischen Patriarchat von Jerusalem* und ihre offenkundigen historischen Irrtümer bräudte im Ton nicht so gereizt zu sein. Man hätte sich u. E. auch nichts vergeben, wenn man die unleugbaren Verdienste des lateinischen Patriarchats für die Seelsorge im Hl. Lande anerkennen wollte.

aus Gnade und als Privileg, daß sie von der an sich für alle geltenden Norm in manchem (möglichst wenig natürlich) abweichen dürfen. Gegen diese Auffassung protestieren der Patriarch und seine Bischöfe mit aller Macht ihrer Überzeugung. Die orientalische Kirche ist nach ihnen eine völlig gleichberechtigte Schwesterkirche der lateinischen; sie verdankt ihr geistiges Erbe nicht Rom, sondern den Aposteln und den östlichen Vätern. Dieses ihr Erbe hat in der universalen Kirche genau die gleiche Existenzberechtigung wie der lateinische Katholizismus, der eben nur eine Art, katholisch zu sein ist, aber nicht der Katholizismus schlechthin.

Die Gleichberechtigung der liturgischen Riten ist heute (eigentlich erst seit Pius IX.) in der katholischen Kirche grundsätzlich anerkannt. Aber den katholischen Melkiten will scheinen, daß hier die Praxis der Theorie nicht immer entspricht und daß man sie in der Praxis eben doch oft genug als Katholiken zweiten Ranges behandelt. Sie weisen darauf hin, daß nach dem neuen östlichen Kirchenrecht die getrennten orientalischen Christen im Fall des Übertritts völlig frei auch den lateinischen Ritus wählen können, während die westlichen Akatholiken, die katholisch werden wollen, nur zum lateinischen, nicht aber zu einem orientalischen Ritus übertreten können (132). Ferner: die Lateiner bekommen auch da, wo sie als Minderheit unter einer orientalischen Mehrheit leben, sofort ihre eigene Hierarchie, während man den Orientalen vielfach immer noch zumutet, unter lateinischen Bischöfen zu stehen, die oft wenig Verständnis für sie aufbringen (236). Dazu kommt, daß die Mission unter den Nichtchristen immer noch als fast ausschließliches Privileg der lateinischen Katholiken betrachtet wird (47).

Die erste Grundthese der melkitischen Hierarchie, daß nämlich Latinismus und Katholizismus nicht miteinander gleichgesetzt werden dürfen, ist in der gegenwärtigen Stunde, wo es darum geht, die getrennten Christen und die mündig gewordenen Völker Afrikas und Asiens für die katholische Kirche zu gewinnen, von entscheidender Bedeutung. Wie können wir die getrennten Ostchristen ins Vaterhaus der katholischen Kirche einladen, wenn wir ihnen sagen: In diesem Hause ist die Sprache die lateinische, und sind die Sitten die lateinischen. Ihr mögt eure liturgischen Riten bewahren, aber im übrigen habt ihr den lateinischen Katholizismus und das Latein als die Sprache der katholischen Kirche zu übernehmen. Sie werden sich höflich für eine solche Einladung bedanken. Und was hat schon den asiatischen und afrikanischen Völkern, denen die lateinische Kultur fremd ist, ein lateinisch geprägter Katholizismus zu sagen! Wenn man sie ernsthaft gewinnen will, wird man ihnen schon erlauben müssen, — selbstverständlich unter Wahrung des Wesentlichen — auf ihre Weise katholisch zu sein. Die Existenz der katholischen Ostchristen weist grundsätzlich die Möglichkeit auf, auf verschiedene Weisen katholisch zu sein. Patriarch Maximos vergleicht treffend jene, die heute den universalen Katholizismus mit der Art einer einzigen, der lateinischen Volksgruppe, gleichsetzen wollen, mit den judaisierenden Irrlehrern der Urkirche, die das Evangelium an das jüdische Gesetz und an die enge jüdische Art binden woll-

ten (172). Kardinal Lercaro hat einmal gesagt: „Wenn man überall auf dem lateinischen Ritus besteht, so ist das nichts anderes als lateinischer Kulturimperialismus“.

Die zweite Grundthese lautet: Wir, die katholischen Orientalen, können unserer Sendung, Brücke zu sein zwischen Ost und West, nur dann gerecht werden, wenn wir einerseits treu zur katholischen Kirche und zum Papst stehen, andererseits aber eben so treu am gesamten geistigen Erbe der Ostkirche festhalten. Diese doppelte Treue ist unerlässliche Vorbedingung für die Erfüllung der besonderen Sendung des katholischen Ostens.

In ihrer Treue zum Papst wollen sich die katholischen Melkiten von niemand übertreffen lassen und sie sind mit Recht verletzt, wenn man etwa ihre freimütige Kritik an der obersten Kirchenleitung als Mangel an Loyalität gegenüber dem Oberhaupt der Kirche deutet. Patriarch Maximos schreibt im Vorwort: „Wir sind in der Tat der Überzeugung, daß Freimütigkeit in der Kirche nicht nur erlaubt ist, sondern daß sie eine strenge Pflicht bedeutet. Nichts ist der Kirche schädlicher als ängstliches Schweigen oder eigennützige Schmeicheleien. Im übrigen schließt Freimut nie die Ehrfurcht aus. Ganz im Gegenteil, es gibt keine wahre Ehrfurcht ohne Freimütigkeit.“ Die Betonung der Rechte der Bischöfe bedeutet in keiner Weise einen Rückfall in den Gallikanismus. Diese Irrlehre wird vielmehr von den Melkiten energisch abgewiesen. Patriarch Maximos sagte in seiner bekannten Düsseldorfer Rede: „Unsere Treue zum Osten darf nicht . . . als ein erneuerter Gallikanismus oder als ein illegitimer Wunsch nach Unabhängigkeit im Schoße des Katholizismus“ verstanden werden (55). Erzbischof Edelby drückt den gleichen Gedanken folgendermaßen aus: „Zutiefst vereint mit der universalen Kirche und dem Zentrum der kirchlichen Einheit, dem Bischof von Rom, weisen sie (die Ostkatholiken) allen separatistischen Geist von sich; denn nichts gleicht weniger dem Ostkatholizismus als der Gallikanismus und andere Trennungstendenzen des Westens. Ihre Treue zur Union haben die Ostkatholiken mit ihrem Blute bezeugt“ (66).

Mit der Treue zu Rom ist die Treue zum geistigen Erbe des Ostens durchaus vereinbar. Die katholischen Melkiten wollen dieses geistige Erbe ganz und ohne jeden Abstrich festhalten. Es geht hier nicht bloß um die liturgischen Riten, es geht auch um das Kirchenrecht, insbesondere die eigene hierarchische Struktur der Ostkirche mit ihrer relativen Autonomie, es geht um die Spiritualität, die Kunst, die ganze Kultur und auch um eine eigenständige Theologie des Ostens. Die katholischen Ostchristen wollen durch ihre Existenz beweisen, daß es möglich ist, ganz katholisch und gleichzeitig ganz östlicher Christ zu sein.

Durch diese Grundthesen ist der einzig richtige und einzig mögliche Weg zu einer echten Wiedervereinigung des noch getrennten Ostens gewiesen. Diese Wiedervereinigung darf nicht ein Aufgehen in die lateinische Teilkirche hinein sein, sondern eine organische Verbindung von zwei, was ihre apostolische Tradition

angeht, gleichberechtigten Schwesterkirchen in der einzigen wahrhaft katholischen Kirche unter Führung des Bischofs von Rom als des Oberhauptes der Gesamtkirche. Die Ostkirche muß ihr ganzes geistiges Erbe in das Vaterhaus der universalen Kirche mit hineinbringen dürfen.

Die Wiederherstellung der Einheit zwischen Ost und West ist ein Anliegen, das den katholischen Ostchristen auf der Seele brennt. „Die Union ist ein Problem, das uns quält, ein Durst, der uns brennt. Sie ist ein Teil unserer Existenz“, sagte Patriarch Maximos in Düsseldorf (54). Das Ziel ist eine Gesamtunion, nicht Einzelbekehrungen, die man freilich nicht ausschließen kann, die man aber auch nicht in einer ungesunden Proselytenmacherei hervorrufen will. Die katholischen Melkiten sind bereit, ihre eigene Hierarchie, die sie nur als ein Provisorium ansehen, aufzugeben, wenn einmal die ganzen Patriarchate von Antiochien, Alexandrien und Jerusalem zur Einheit zurückfinden (54).

Die bisherigen Teilunionen scheinen den Melkiten dem Ideal einer echten Union wenig zu entsprechen. Sie üben deshalb scharfe Kritik an ihnen, wobei sie vielleicht doch den wesentlichen Wert der Wiederherstellung der Gemeinschaft mit dem gottgewollten Mittelpunkt der Einheit etwas zu gering anschlagen (91 ff). Auch wird die objektive Schuld der Trennung von diesem Zentrum vielleicht nicht klar genug gesehen (188). Wir wollen damit selbstverständlich nichts über das subjektive Gewissen der einzelnen, auch nicht zur Zeit der Trennung aussagen. Andererseits erkennen die Melkiten doch die Notwendigkeit der Union an, weil ohne sie die ganze Wahrheit Christi nicht zu finden ist (51). Wenn sie auch die Teilunionen als in etwa unerfreulich bedauern, weil durch sie die Gesamtunion zunächst vereitelt und die griechisch-melkitische Kirche gespalten wurde, so erkennen sie doch an, daß eine solche Spaltung von niemand beabsichtigt war und daß Rom schließlich nicht anders konnte, als den Katholiken eine eigene Hierarchie zu geben (56–61).

Freilich waren die Teilunionen, wie sie konkret erfolgten, sicher nicht das Ideal. Sie waren so etwas wie ein Separatfriedensvertrag und glichen allzu sehr einem verhüllten Aufsaugen. Man hat zur Zeit der Unionen eigentlich fast nur die liturgischen Riten bestehen lassen, und auch diese nicht immer vollständig, während man in allem übrigen, vor allem auch in der hierarchischen Struktur der Kirche, in der Spiritualität und in der Theologie die Orientalen ganz nach dem lateinischen Vorbild zu formen suchte. „Die verfrühte Form der Union ist ein sehr schlechtes Beispiel für unsere orthodoxen Brüder. Unsere Union war praktisch eine mißglückte Absorption“, so Patriarch Maximos (51). Die Union war gewiß eine Bereicherung für die Unierten, aber sie brachte nicht die Wiederbelebung aller dem Osten eigenen geistigen Werte (52). Wer die Geschichte der Union kennt, muß den Melkiten hier recht geben. Die katholischen Missionare verschiedener Orden, die besonders von Beginn des 17. Jahrhunderts an in großer Zahl in den Nahen Osten kamen, fanden dort ein infolge der bereits 1000 Jahre währenden Unterdrückung

durch die Moslems stark herabgekommenes östliches Christentum vor, dem gegenüber sie sich nicht ganz mit Unrecht überlegen fühlten. Sie erkannten aber nicht in diesen innerlich verarmten Christen die Erben vergessener Reichtümer, und es kam ihnen überhaupt nicht in den Sinn, nach diesen verschütteten Schätzen zu graben. Sie brachten den orientalischen Christen das, was sie eben besaßen: ihre westliche Frömmigkeit, ihre Andachtsformen und ihre Theologie. Es ist keine Frage, daß die Ostchristen dadurch gewannen. Aber so wurde das sogenannte „Uniatentum“ geboren, das den getrennten Ostchristen nicht ohne Grund ein Greuel ist.

Die Melkiten haben sich noch am besten dagegen gewehrt und versucht, ihre östliche Art hochzuhalten. Insbesondere ging bei der Union die traditionelle hierarchische Struktur des Ostens, seine Selbstverwaltung, weitgehend verloren. Zur Zeit der Union standen die unierten Kirchen plötzlich und unvermittelt einer stark zentralisierten obersten Leitung der Kirche gegenüber, wie der Osten sie im ganzen ersten Jahrtausend tatsächlich nie gekannt hatte. Rom war kaum geneigt, den Osten weniger zentralistisch zu regieren als den Westen. Zudem hatten die kleinen, schwer um ihre Existenz ringenden unierten Kommunitäten die Hilfe des Hl. Stuhles dringend nötig. So ist es begreiflich, daß von der traditionellen Autonomie nicht viel übrigblieb. Es wäre aber heute an der Zeit, auch in diesem wesentlichen Punkt die östliche Tradition zu achten. Den katholischen Melkiten will scheinen, daß dies nicht in gebührendem Maß geschieht, auch nicht im neuen orientalischen Kirchenrecht. Sie führen bittere Klage darüber, daß das neue Recht die Patriarchen herabsetzt, daß man ihnen wohl einige der historischen Rechte zubillige, aber deren Ausübung gerade in den wichtigsten Dingen der vorhergehenden Genehmigung oder nachträglichen Bestätigung Roms unterwerfe (134). Dadurch wird der noch getrennte Osten von der Union abgeschreckt. Man muß sich darüber klar sein, daß es menschlich gesprochen aussichtslos ist, die getrennten Ostkirchen für ein zentralistisches Regierungssystem zu gewinnen. Ohne das Zugeständnis einer echten Autonomie ist die Wiedervereinigung eine reine Utopie. Die Möglichkeit einer solchen Autonomie im Rahmen der katholischen Kirche müßte zunächst einmal am Beispiel der unierten Kirchen und ihrer Hierarchie den Getrennten gezeigt werden. Die katholischen Melkiten haben den Eindruck, daß in Wirklichkeit das Gegenteil geschieht. Dabei verstehen sie durchaus, daß die Autonomie der Patriarchen heute im einzelnen nicht mehr die gleiche sein kann wie im ersten Jahrtausend und daß man die universale Autorität des Papstes nicht auf die engen Grenzen zurückschrauben kann, in denen sie in den ersten Jahrhunderten ausgeübt wurde (152).

Dennoch bleibt wahr, daß nur ein Primat des Papstes, der eine echte Autonomie der Patriarchen gelten läßt, Aussicht hat, von den Getrennten einmal angenommen zu werden. Die Melkiten halten es für durchaus möglich, den Primat des Papstes den Orthodoxen annehmbar zu machen, wenn man ihn nur recht erklärt und

wenn man gewisse Übertreibungen mancher Papalisten beiseite läßt. Erzbischof Nabaa von Beirut sagt dazu: „Persönliche Erfahrung und häufige Kontakte mit wohlwollenden Orthodoxen erlauben mir zu behaupten, die katholische Lehre vom römischen Primat stelle nicht mehr den bedeutendsten Einwand dar gegen die Union mit der katholischen Kirche. Sie könnte sogar von ihnen angenommen werden, wenn sie ihnen im Geiste des Friedens und in Liebe vorgestellt würde und wenn sie ihnen in Disziplin und Ritus eine gewisse Autonomie zusicherte, worauf sie großen Wert legen und stolz sind“ (75).

Primat besagt nicht notwendig Zentralismus. Man dürfte, vor allem was den Osten angeht, nicht leichthin Aufgaben und Vollmachten, die ebenso gut oder besser von den Bischöfen bewältigt und ausgeübt werden könnten, dem Zentrum vorbehalten. Nur wenn wirklich das Wohl der Kirche die Reservation erfordert, ist sie berechtigt (229). Es geht nicht an, den Bischöfen das als besondere Fakultäten und Privilegien wieder zuzugestehen, was ihnen normalerweise kraft ihres bischöflichen Amtes zusteht, da sie auf Grund göttlichen Rechts alle zur Leitung ihrer Herde notwendige Gewalt besitzen (236). Man soll nicht leichthin behaupten, daß der Papst alles das, was er heute tatsächlich tut, kraft göttlichen Rechts auch tun müsse. Der Patriarch Maximos polemisiert in diesem Zusammenhang gegen „eine gewisse theologische Schule des Westens“, die den Papst als letzten Ursprung aller jurisdiktionellen Vollmacht in der Kirche ansieht (232). Sie folgert aus der Tatsache, daß heute kein katholischer Bischof aufgestellt werden kann, ohne daß der Papst ihn mindestens bestätigt, daß dies nach göttlichem Recht so sein müsse und daß der Bischof nur vom Papst seine Vollmachten erhalten könne. Dagegen führt der Patriarch die Praxis der Kirche im ganzen ersten Jahrtausend, besonders im Osten an, wo die Bischöfe ohne jede Dazwischenkunft Roms aufgestellt wurden (234).

Patriarch Maximos spricht sich weiter gegen gewisse übertriebene Auffassungen von der Unfehlbarkeit des Papstes aus. Es gibt unfehlbare Lehrentscheidungen des Papstes und andere Äußerungen seines Lehramts, die nicht unbedingt gegen jeden Irrtum gesichert sind. „Eine gewisse theologische Schule will dennoch diesem nicht unfehlbaren Lehrgut des Römischen Stuhles den gleichen praktischen Wert zuerkennen, wie der unfehlbaren Lehre ex cathedra. Diese Theologen möchten, daß diesen gewöhnlichen, nicht unfehlbaren Lehren nicht nur ehrfurchtsvolles Schweigen gezollt werde, sondern eine innere Zustimmung und daß die entsprechende Frage nicht mehr diskutiert werden dürfe. Wir teilen diese Auffassung nicht“ (231). Erst recht kommt den disziplinären Maßnahmen der zentralen Verwaltungsorgane keine Unfehlbarkeit zu (231).

Wenn man die Lehre vom Primat und der Unfehlbarkeit von solchen Übertreibungen fernhält, läßt sich diese Lehre – so meinen die Melkiten – den getrennten Ostchristen annehmbar machen.

Wer sich ernsthaft um die Einheit bemüht, kann an diesen und ähnlichen Pro-

blemen nicht vorbeigehen. Manches, was hier von melkitischen Hierarchen geäußert wird, mag gewagt erscheinen, und nicht jeder wird es annehmen. Aber an einer neuen Interpretation des Dogmas vom Primat und der Unfehlbarkeit – einer Interpretation, die natürlich an der Substanz des Dogmas nicht rüttelt – kommen wir nicht vorbei, wenn wir nicht an der Wiedervereinigung des Ostens verzweifeln wollen. Es muß erklärt werden, was die „*ordinaria potestas*“ und das „*ex sese et non ex consensu Ecclesiae*“ des Vaticanum I. eigentlich bedeutet.

In diesem Zusammenhang kommt auch der Wiederentdeckung der Funktion des Bischofskollegiums in der Kirche, wie sie durch das Konzil geschah, eine besondere Bedeutung zu (235). Der Osten hat dieses Lehrstück nie vergessen. So wird wieder mehr als bisher deutlich, daß der Papst kein absoluter Monarch ist, daß er vielmehr als Haupt eines Kollegiums der Kirche vorsteht, dem kraft göttlichen Rechts die Teilnahme an der Kirchenregierung zukommt. Manche nichtkatholischen orientalischen Beobachter haben am Schluß der ersten Sitzungsperiode des Konzils in Interviews erklärt, daß ihnen gerade dieses Resultat des Konzils für die Anbahnung der Wiedervereinigung sehr wichtig scheint.

Noch ein letztes Anliegen wird gerade im Zusammenhang mit der Wiedervereinigung von den Melkiten vorgebracht: die Frage der Präzedenz der Patriarchen vor den Kardinälen. Man könnte in dieser Angelegenheit bloß lächerliche Eitelkeit sehen und Mangel an historischem Sinn, der nicht begreifen will, daß das Kardinalskollegium heute der oberste Senat der Gesamtkirche geworden ist. Man darf jedoch die Bedeutung der Sache für die Wiedervereinigung nicht übersehen. Mit Recht fragt Erzbischof Medawar: „Glaubt man, daß am gesegneten Tag, da die Union sich vollenden wird, der Patriarch von Konstantinopel z. B. bereit ist, nach den Kardinälen der römischen Kirche zu rangieren?“ (120). Die ganze Frage der Rechte der Patriarchen und ihrer Stellung in der universalen Kirche ist für die Anbahnung der Union von grundlegender Wichtigkeit. Das ist das stärkste Argument, das die Melkiten in dieser Sache geltend machen können.

Wenn man sich jedoch auf die historische Ebene begibt, wie dies vor allem Erzbischof Medawar in seinen Beiträgen tut, dann wird es schwierig, wirklich durchschlagende Argumente zu finden, und es tauchen Probleme auf, über die wir noch ein kurzes Wort sagen müssen. Erzbischof Medawar versucht, den historischen Nachweis zu führen, daß die heutigen katholischen Patriarchate ein strenges Recht auf die alte Autonomie besitzen. Er sucht die These mancher lateinischer Kanonisten zu widerlegen, nach der die heutigen Patriarchate wegen ihrer gegenwärtigen Schwäche und wegen ihrer langen Trennung von Rom die alten Rechte verloren hätten. Als neue Institutionen kämen ihnen nur jene Privilegien zu, die ihnen Rom aus freier Güte zubilligen wolle (150/51). Hiergegen macht Erzbischof Medawar geltend: Wenn etwa – was Gott verhüten möge – die römische Kirche durch den Abfall der überwiegenden Mehrheit der Christenheit auf eine kleine Zahl von Gläubigen zusammenschmelzen sollte, so würde sie doch alle ihre Rechte bewah-

ren. Ebensowenig verlieren die östlichen Patriarchate ihre Rechte, weil sie durch die Ungunst der Zeit zahlenmäßig schwach geworden sind. Der Erzbischof vergißt hier, daß die Rechte Roms auf göttlicher Anordnung beruhen, während die Vorrangstellung der Patriarchate menschlichen Rechts ist und gerade in deren einstiger Bedeutung im Rahmen der Gesamtkirche ihren historischen Grund hat. Er lehnt u. E. mit Recht die Auffassung mancher Kanonisten ab, die heutigen katholischen Patriarchate seien Neugründungen. Sie sind vielmehr gerade auch nach der Auffassung Roms die Fortsetzung der bislang schismatischen Patriarchate, die in ihnen wieder zum vollen Leben einer echten Teilkirche erstehen. Wir haben dies an anderer Stelle eingehend nachgewiesen².

Der Grund, den Erzbischof Medawar geltend macht, ist dagegen u. E. sehr angreifbar. Er schreibt: „Tatsächlich hat der Patriarch Cyrill Tanas, als er offiziell die Verbindung mit Rom 1724 neu einging, keine neue Patriarchenlinie begonnen; vielmehr, von Rom als Cyrill VI. aufgenommen, setzte er die Linie der apostolischen Patriarchen von Antiochien fort und wurde so anerkannt“ (152). Vielleicht stützt sich der Erzbischof hier auf Dokumente, die sich im Archiv des Patriarchats in Damaskus befinden. Dann wäre es gut, darauf mit genauer Quellenangabe hinzuweisen. Es ist nebenbei gesagt überhaupt zu bedauern, daß im Buch oft auf genaue Quellenangabe verzichtet wird. In den veröffentlichten Dokumenten Roms wird dagegen Cyrill Tanas regelmäßig Cyrill III. genannt und *nicht* Cyrill VI. Die schismatischen Patriarchen dieses Namens werden also als illegitim übergangen³.

Erzbischof Medawar stützt seine These, daß das heutige melkitische Patriarchat ein strenges Recht auf die alte Ausnahmestellung habe, mit der Behauptung, die Union von 1724 sei eine „beiderseitige Übereinkunft und nicht ein einseitiger Akt“ gewesen. Bei dieser Übereinkunft habe Rom dieselben Verpflichtungen übernommen wie bei der Union von Florenz (1439), nämlich alle Rechte und Privilegien der Patriarchen zu wahren (150 ff.). Wenn der Erzbischof hierfür Dokumente aus dem Archiv des Patriarchats anführen kann, so mag er recht haben. Nach dem bisher veröffentlichten Quellenmaterial stellt sich die Union von 1724 jedoch anders dar. Die Situation war damals folgende: In dem einen und einzigen melkitischen Patriarchat von Antiochien gab es Katholiken und Nichtkatholiken, die ungeschieden in derselben Gemeinschaft lebten. Nun versuchten Klerus und Volk von Damaskus, wo die Katholiken besonders zahlreich waren, dem gesamten Patriarchat in der Person des bereits katholischen Seraphim Tanas, der sich als Patriarch Cyrill nannte, einen katholischen Patriarchen zu geben und es so als Ganzes zur Union zu führen. Die Totalunion gelang jedoch nicht. Ein greifbarer

² Vgl. G. DE VRIES S. J., *La S. Sede ed i patriarcati cattolici d'Oriente*, in: *Orientalia Christiana Periodica* XXVII (1961) 329 ff.

³ Vgl. hierzu W. DE VRIES S. J., *Die Haltung des Heiligen Stuhles gegenüber der getrennten Hierarchie im Nahen Osten zur Zeit der Unionen*, in: *Zeitschr. für kath. Theologie* 80 (1959) 390; DE MARTINIS, *Iuris Pontificii de Propaganda Fide Pars I*, Vol. IV S. 50, 51; MANSI, *Collectio Amplissima* Vol. 46 Sp. 281 C, 341, 461, 468, 485, 495, 497, 503, 505, 507, 516, 527, 528, 530, 545, 617.

Akt der Union war bei dieser Lage der Dinge überhaupt nicht vorhanden, weder ein beiderseitiger noch ein einseitiger. Immerhin kann die Begründung des katholischen melkitischen Patriarchats von Antiochien als Wiederaufleben der Union von Florenz betrachtet werden, bei der auch der damalige Patriarch von Antiochien durch einen Vertreter beteiligt gewesen war. Die Union von Florenz ist in ihrer Form ein zweiseitiger Art. Freilich kann man auch sie aus theologischen Gründen nicht als einen Pakt zwischen gleichberechtigten Partnern betrachten, wenn man nicht behaupten will, eine vom gottgewollten Zentrum der kirchlichen Einheit getrennte Kirche sei mit der einen wahren Kirche gleichberechtigt. Aber immerhin haben wir in Florenz ein feierliches Versprechen der römischen Kirche, „alle Rechte und Privilegien der Patriarchen“ zu wahren⁴. Ein solches Versprechen muß auch für die Nachfolger Eugens IV. als verpflichtend angesehen werden. Wenn man nicht annimmt, daß ein von einem Papst im Namen der Kirche geleistetes Versprechen auch seine Nachfolger bindet, zerstört man jedes Vertrauen zum Hl. Stuhl.

Die Frage ist nur: Was hat Eugen IV. und was hat die römische Kirche damals versprechen wollen? Wie hat man im Westen damals die „Rechte und Privilegien“ der Patriarchen verstanden? Schwerlich im Sinn einer Autonomie, wie sie im 1. Jahrtausend bestanden hatte. Man hatte damals in Rom bereits eine so hohe Auffassung von der Fülle der päpstlichen Gewalt, daß man eine solche Autonomie oder fast völlige Selbständigkeit damit nicht mehr vereinbaren zu können glaubte. Der zeitgenössische Kommentar des Kardinals Torquemada zeigt, daß Rom unter den „Rechten und Privilegien“ nicht viel mehr als bloße Ehrenvorrechte verstand⁵.

Alle späteren Versprechungen des Hl. Stuhles, auf die sich die Melkiten gern und oft berufen, sind mit der ungewollten Zweideutigkeit der Zusage von Florenz belastet. Hier liegt u. E. die tiefste Wurzel aller Konflikte zwischen dem Hl. Stuhl und den katholischen Orientalen, an denen es leider im Lauf der Geschichte nicht gefehlt hat. Eine Klärung wäre im Interesse des Friedens und der Einheit dringend nötig.

Die melkitischen Bischöfe argumentieren immer wieder aus den Versprechungen der Päpste und ziehen daraus sehr weitgehende Folgerungen. Der Hl. Stuhl habe sich feierlich verpflichtet, das ganze geistige Erbe des Ostens zu respektieren (44). Im ganzen Buch werden als Belege jedoch lediglich Texte Leos XIII. und Pius XII. zitiert, in denen von der Achtung für die Riten, Institutionen und Gebräuche und für die Rechte der Patriarchen die Rede ist. Hier wäre eine genaue Untersuchung über die wirkliche Tragweite der Versprechungen der Päpste, von Florenz angefangen, sehr zu wünschen. Wir haben hierüber schon einiges veröffentlicht und hoffen, in Kürze noch weiteres Material beibringen zu können⁶.

⁴ DENZINGER Ed. XXXII, 1963, No. 1308. Es ist anerkennenswert, daß dieser wichtige Satz, der in den früheren Auflagen des Denzinger fehlte, in der neuesten von Schönmetzer besorgten Auflage Aufnahme gefunden hat.

⁵ Vgl. zur Sache G. DE VRIES, *La S. Sede etc.* S. 345; E. CANDAL S. J., *Ioannes de Torquemada O. P. Apparatus super decretum Florentinum Unionis Graecorum*, Rom 1942, 114.

⁶ Vgl. G. DE VRIES S. J., *Il problema ecumenico alla luce delle unioni realizzate in Oriente*, in: *Or. Chr. Per.* XXVII (1961) 73 ff. Im Verlag Karl Alber, Freiburg i. Br. befindet sich im Druck: W. DE VRIES S. J., *Rom und*

Wenn diese Dinge nicht geklärt werden, kann sehr leicht der ungute Eindruck entstehen, Rom habe hier ein doppeltes Spiel getrieben. Wir sind überzeugt, daß man den Hl. Stuhl mit gutem Gewissen von diesem Vorwurf reinwaschen kann und muß. Die Päpste haben das Versprechen, die Rechte der Patriarchen zu wahren, nie im Sinne einer Garantie für die Wahrung der Autonomie des ersten Jahrtausends verstanden. Was die Erhaltung eines eigenen Kirchenrechts angeht, stellt Pius IX. sogar die freilich sehr problematische Behauptung auf, die Päpste hätten sich immer bemüht, in der Gesamtkirche, also auch im Osten, eine einheitliche Disziplin einzuführen⁷. Zur Zeit Pius' IX. war die römische Kurie entschlossen, den Orientalen als Eigengut lediglich ihre liturgischen Riten zu lassen und sie im übrigen dem Westen anzugleichen. Die Berechtigung einer eigenständigen Theologie des Ostens ist bis auf die neueste Zeit schwerlich jemals vom Hl. Stuhl grundsätzlich anerkannt worden. Erst in dem für das gegenwärtige Konzil vorbereiteten Entwurf „*Ut sint Unum*“ ist hiervon die Rede. Die Latinisierung der Frömmigkeitsformen des Ostens durch die lateinischen Missionare ist praktisch vom Hl. Stuhl gutgeheißen worden.

Es gibt in der Haltung Roms dem Osten und seiner Eigenart gegenüber eine Entwicklung, die im allgemeinen zu einem immer tieferen und immer umfassenderen Verständnis geht. Aber man kann nicht sagen, daß der Hl. Stuhl jemals das feierliche Versprechen abgegeben habe, das gesamte geistige Erbe des Ostens zu achten. Ein solches Versprechen würde eine geistige Einstellung und eine Weite voraussetzen, die sich erst sehr langsam und allmählich durchsetzte und die auch heute noch längst nicht Allgemeingut geworden ist.

Es wäre noch auf manche andere Ungenauigkeit in der Darstellung des hier besprochenen Buches hinzuweisen⁸. Aber das würde zu weit führen. Das alles mindert jedoch den wesentlichen Wert des Buches nicht. Es ist ein beredtes Zeugnis für die Sendung des christlichen Ostens in der heutigen Zeit. Möge die Stimme der Ostkirche gehört werden!

die *Patriarchate des Ostens*. In diesem Werk werden die hier angedeuteten Probleme mit reicher Dokumentation ausführlich behandelt.

⁷ DE MARTINIS Pars I, Vol. VI, 2 S. 86, Brief an die kath. Armenier vom 20. Mai 1870.

⁸ Das eine oder andere sei kurz angedeutet: Man kann nicht sagen, daß die Patriarchate alle apostolischen Ursprungs seien, Konstantinopel ist es sicher nicht. Die spätere Legende von der Gründung durch den Apostel Andreas entbehrt jeder historischen Grundlage. Auch gehen die Patriarchate nicht bis fast auf die Apostel zurück. (17, 160, 162)

Die Ostkirche hat in der Liturgie nicht immer die Volkssprache oder wenigstens eine dem Volk nicht völlig fremde Sprache gebraucht. (18, 203, 204). Die Nestorianer z. B. haben bei ihrer Missionstätigkeit in Indien, bei den Türken und Mongolen und in China immer streng am Syrischen festgehalten. Die Griechen haben, als sie im 18. Jahrhundert auf dem Balkan bei den Bulgaren und Serben wieder die kirchliche Herrschaft erlangt hatten, diesen Völkern das ihnen fremde Griechische als liturgische Sprache aufgedrängt. Vgl. zur Sache: W. DE VRIES S. J., *Die liturgischen Sprachen der kath. Kirche*, in: *Stimmen der Zeit* 138 (1941) 111–116.

Die Zahl der Orthodoxen ist mit 250 Millionen (ohne die Monophysiten) sicher zu hoch angesetzt (z. B. 133). Wir haben ziemlich genaue Angaben für die Gebiete außerhalb der Sowjetunion. In diesen Gebieten gibt es knapp 60 Millionen getrennte Ostchristen (Monophysiten einbegriffen). Es geht nicht an, für die Sowjetunion 200 Millionen getrennte Ostchristen anzusetzen. Vgl. zur Sache: *Oriente Cattolico, Cenni storici e statistici* (Sacra Congregazione per la Chiesa Orientale) Vatikan 1962, S. 800.

Die deutsche Übersetzung ist an nicht wenigen Stellen unbefriedigend. Sie weist nicht wenige Schiefheiten auf. Ein Beispiel: 149 werden aus Kanonisten „Kanoniker“. Es fehlt auch nicht an Wiederholungen.